

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1913**

91 (4.4.1913) 2. Blatt

Literarische Rundschau.

Ihule.

Von Dr. Franz Schnabel, Mannheim

Nach der sagenhaften Insel des Wyltheas weit droben in Nordlands Meeren nennt sich ein neues literarisches Sammelunternehmen des Verlages Eugen Diederichs in Jena. In über zwanzig Bänden soll hier die überaus reiche Kulturwelt der skandinavischen Germanen, wie sie in Isländs Liedern und Geschichten ihren unvergänglichen Ausdruck gefunden, den südlichen Germanen einer anderen Zeit innerlich nahegebracht werden, und eine kraftstrotzende Menschlichkeit voll urgermanischen Fühlens und Schaffens, voll starker Triebe und naturhafter Phantasie: soll in den literarischen Dokumenten, in den sie sich auslebt, vor den modernen Menschen ausgebreitet werden. In der Spitze stehen die Heldenlieder der Edda in der Übersetzung von Felix Genzmer (1. Band); erdigen sind ferner ein Einleitungsband, von dem noch zu sprechen sein wird, und die Geschichte vom Talden Egil, in dessen Persönlichkeit der wilde Geist der heidnischen Wikingertums und die gewaltige Rücksichtslosigkeit, die in den alten Geschlechtern Nordlands lebte, zur höchsten Vollendung gesteigert ist (Band 3); ein vierter vorliegender Band (Band 13) behandelt Grönländer und Faeringer Geschichten, Erzählungen von der Entdeckung Amerikas und der Kolonisation Grönlands durch die Wikingen. Weitere Bände (5 und 11) erzählen die Familiengeschichten nord- und ostländischer Helden, und dann folgen noch in lander Reihe die wertvollsten jener zahlreichen Sagen folgen, in denen ein starkes Geschlecht nordischer Männer und Frauen in der Wirklichkeit ihres Lebens, in Kampf und Leidenschaft geschildert wird. All diese Bände und die ganze Publikation haben dabei nicht einfach nur den Zweck, in die Kultur einer fernen Zeit und in die ästhetischen Werte, die in ihren literarischen Erzeugnissen stecken, einzuführen; das ist sicherlich auch eine Wirkung des Unternehmens und soll es sein, aber oberster Zweck bleibt doch dem Herausgeber, Professor Felix Riedner, wie dem Verleger Diederichs, die germanische Gegenwart an willensstarke Menschen heranzuführen, sie zu erinnern an die Voraussetzungen der Rasse, auf denen sie mit ihrer Anlage und ihrem Blute beruht, an die Möglichkeiten, die ihr aus dieser Wesensverwandtschaft und aus den Lebenswerten ihrer eigenen frühesten Vorzeit entstehen können und sollen. Es ist nicht ausgesprochen, aber es soll doch so sein: einen Wegdeuter will man schaffen zu einer germanischen Renaissance, zu einer zeitgemäßen Erneuerung der auf Kraft und Persönlichkeit gestellten, jeglicher sentimentalen Note abholden Lebensauffassung der Germanen, die nirgends so vollkommen zu fassen ist, als in Edda und Saga.

Damit steht die Sammlung „Ihule“ offenbar im Zusammenhang mit den übrigen Diederichs'schen Verlagswerken, die alle miteinander ausnahmslos dem einen Grundzweck sich unterordnen, „Wege zu deutscher Kultur“ weisen zu wollen. So hat es Eugen Diederichs selbst einmal vor Jahren in einer feinsinnigen, das übliche Niveau von Verlagskatalogen weit überschreitenden Einführung in seine Verlagswerke aneinandergeleitet. Die direkt auf die deutsche Vorzeit zurückgehenden Werke des Verlages waren damals noch wenig zahlreich; aber der Gedanke von der Konstanz der Rasseigentümlichkeiten, der Gedanke, daß in der Tatsache des Fortwährens von Blut und Rasse eine Quelle und Möglichkeit germanischer Wiedergeburt und Erneuerung gegeben sei, war damals schon in den Büchern von Driesmans und Wolmann niedergelegt. Man wird sein großes Fragezeichen hinter diese Erneuerung Gobineauscher Theorien machen dürfen; aber für jene, die alle Seiten deutscher Wesensentwicklung auf völkische Grundlage stellen und darum an der germanischen Vergangenheit erneuern möchten, ist es tatsächlich notwendige Voraussetzung, daß die ganze Gefühl- und Wesensart und all die Eigenschaften, die man unter dem Worte vom „deutschen Genie“ zusammenzufassen pflegt, schon in den Germanen des Tacitus oder in den Wikingern und alten Isländern gelebt habe; daß also Fühlen und Denken, und zwar nicht die Form, wohl aber die Größe des Willens, die aus Edda und Saga spricht, germanische Wesenseigentümlichkeit und dem deutschen Genie allein gemäß sei, und daher in dem deutschen Leser der Gegenwart über den Abgrund eines Jahrtausends hinweg verwandte Seiten erklingen lassen. Zu welchen Konsequenzen das führen kann, lehren die religiösen Schriften des Verlages; aber man weiß, wie schon die Romantiker, Novellisten zumal, ähnliche Stimmungen gehabt haben. Die Erneuerung der neuplatonischen Mystik, die Wiederbelebung Meister Eckharts und Giordano Brunos, die der Diederichs'sche Verlag unternommen hat, ist darum lediglich eine auf breiterer Basis und mit modernen Mitteln vollzogene Bewirklichung dessen, was einst schon die Romantiker geträumt; und das alles gehört genau in dieselbe Linie und Bestrebung hinein wie jetzt die Erneuerung der isländischen Heldensagen, die eben eine andere Seite germanischer Eigenart, andere ihrer charak-

teristischen Einzelzüge verlebendigen und zu wirkenden Faktoren des Lebens gestalten soll.

In dem Einleitungsband der ganzen Serie, den der Herausgeber selbst geschrieben hat, ist natürlich von diesen Zusammenhängen und Voraussetzungen der Weltanschauung keine Rede. Es ist vielmehr ein streng historisch gehaltenes Buch und gibt in lebendigen und satten Farben ein Gemälde des kulturhistorischen Hintergrundes, vor dem die Erzählungen der folgenden Bände sich abspielen. Wir lernen zuerst Island kennen mit seinen geologischen Sonderheiten, von denen auch die meisten der zahlreichen scharfen Abbildungen sprechen, wir hören von der Geschichte der Insel, von der Landnahme und den Wikingereinfällen, den Kämpfen im Staat und den Fehden der einzelnen, mit denen das isländische Selbstenzeitalter, das die Sagas schildern, angefüllt ist. Ein Herrschergeschlecht lebt sich da aus, das in Staat, Familie und Kriegergilde eine überströmende Fülle der Kraft entläßt, Gewaltmenschen sind es, wie später die Gestalten der italienischen Renaissance, nur naturwüchsig und einfacher im Handeln, unumpliziert und massiv in ihren Motiven wie Shakespearesche Verbrecher, aber auch sie nur der eigenen Persönlichkeit dienend und „ihren Willen über sich aufhängend wie ein Gesetz“. Eine aristokratische Gesellschaft auch sie, aber ihre ewigen Fehden drehen sich um Ehrbegriff und Blutrache, spielen sich ab in den harten Lebensformen einer primitiven Kultur. Gemeingermanisch wie dies ist auch das Bild des Prozeßganges, auch er eingestellt auf die Begriffe von Ehre und Kampf und Wille, nicht von Logik, Beweis und Gesetz. Weltfremd und tatenfroh lebt dieses Geschlecht auf der Erde, und keine Ethik und keine Weltanschauung bündigt die rücksichtslose Durchsetzung der eigenen Persönlichkeit; denn auch die Götter, die man sich in Baldhalls prunfende Säle hineingebildet, sind nicht gedacht als Träger einer höheren Sittlichkeit, sondern als übermenschlichen voll Leidenschaft, Nachsucht und Kampfesmut. Angst kannte diese Zeit nur vor den Naturelementen, deren Ursachen man nicht zu ergründen vermochte: darum auch hier der Dämonenglaube der Primitiven.

Das ist die altisländische Heldensagenzeit, deren Darstellung den Hauptteil des Niederrhein'schen Buches ausmacht; es ist das Zeitalter altgermanischer Hünengestalten, das in den Götter- und Selbdenliedern der Edda und in den Prosafäbriken der Sagas weiterlebt. Auch das Christentum hat hier diese heidnisch-germanische Kultur mit ihrer naiven Weltbejahung und Rücksichtslosigkeit nicht ausgerottet, und während es auf dem Kontinent die alten Völker beseitigte, hat es in der Abgeschlossenheit der fernen Nordlandinsel die heidnische Tradition weiterleben lassen, so daß im 13. Jahrhundert die Aufzeichner der alten Gesänge und Erzählungen aus lebendiger Quelle schöpfen konnten. So hat sich hier länger als irgend sonst die ursprüngliche Kultur der alten Germanenwelt bewahrt, und in einer Zeit, wo im ganzen Abendland der Geist des christlichen Mittelalters herrschte, verlebte hier der altisländische Freistaat noch einmal eine letzte Blüte, um dann allerdings rasch und jähe gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch die Entstehung eines Hochadels in inneren Schwierigkeiten zusammenzubrechen und die Beute eines norwegischen Königs zu werden. Aber kurz vor diesem Zusammenbruch sind die Edden und die Sagas aufgezeichnet worden, die allein uns ein vollkommenes Bild altgermanischen Lebens überliefert haben und aus denen noch in unseren Tagen Richard Wagner sich den Stoff zu seiner künstlerischen Verherrlichung germanischer Eigenart geholt hat.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz über den Kaiser. Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die uns das Regierungsjubiläum des Kaisers bringt, nimmt die im Verlage von Lehmann & Masfing (München und Leipzig) erschienene Festschrift des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz einen hervorragenden Platz ein: Goltz ergreift hier das Wort, um über seinen König und Kriegshelden zu sprechen, zunächst freilich nur zu Meer und Flotte, aber seine Ausführungen werden weit über diesen Kreis hinaus dringen und dürfen überall im Vaterlande gespannter Aufmerksamkeit sicher sein. Der Feldmarschall ist sich der bedeutenden Schwierigkeiten seines Unternehmens wohl bewußt. Trotzdem geht er mutig daran, mit dem ehrlichen Willen mehr zu geben, als ein landläufiges Lebensbild; er will die Bedeutung des nun abgelaufenen Vierteljahrhunderts für Reich und Volk abmessen. Er kommt dabei zu der Erkenntnis, daß es sich in diesen Jahren entgegen den Erwartungen von 1888 um eine Periode der Vorbereitung auf eine neue Lebensbahn des Vaterlandes handelt, um eine Zeit des Sammelns von Kräften für die Zukunft. Daß wir für diese Zukunft in jeder Beziehung bereit sein möchten, ist dem Vorbildlichen Tätigkeit des Kaisers die Hoffnung, aber auch die Sorge des Verfassers, der mit dem Mahnruf schließt: Erziehen wir die heutige Jugend zu einem tatkräftigen, harten, unerschrockenen Geschlecht, das sich des Friedens und seiner Arbeit freut, aber die Gefahren auch nicht scheut, unter denen wir ehemals groß geworden sind. — Das Buch ist mit zahlreichen Bildern geschmückt und über 60 Seiten stark. Es kostet nur 50 Pf.

Vic. Wilhelm Schüler: Abriß der neueren Geschichte Chinas, unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Schantung. (Verlag von Carl Curtius Berlin.) — „Das Reich der Mitte“ ist in den letzten Jahren in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses getreten. Die Manner, welche bisher dem Eindringen europäischer Kultur in

China entgegenstand, ist gefallen. An die Stelle des alten Kaiserreiches ist eine neue, republikanische Regierung getreten. Zwar hat China zur europäischen Geschichte der letzten Jahrtausende in keiner Beziehung gestanden; seit einem halben Jahrhundert aber sind die Blicke Europas oft nach Osten gerichtet gewesen und jetzt, nach der letztvergangenen Revolution, mag wohl in manchem die Frage aufsteigen, welche Rolle China für die Zukunft im Gange der Weltgeschichte wohl spielen werde. Eine knappe Darstellung der chinesischen Geschichte wird daher vielen willkommen sein. Vorliegende, von der Abteilung Sjingtau der deutschen Kolonialgesellschaft, gekrönte Preischrift, welche, nach der 1847 erschienenen Geschichte des chinesischen Reiches von Gültzaff, die erste Geschichte Chinas in deutscher Sprache ist, will einen Überblick über die ganze chinesische Geschichte geben. Knapp und gedrängt, aber dennoch sehr anschaulich und klar ist die ältere und mittlere Zeit der chinesischen Geschichte dargestellt. Eingehender behandelt ist die Zeit zwischen 1644 und 1820, wo die, nun entthronte Mandschudynastie die Herrschaft über das gesamte chinesische Reich an sich zieht. Den weitaus größten und wichtigsten Teil des Buches bildet die Geschichte Chinas von 1820—1912, wo neben der inneren Entwicklung Chinas das Hereinwachen des chinesischen Riesenreiches in den Kreis der gesamten Weltpolitik seine Darstellung findet. Ein Überblick über die Entwicklung des deutschen Schutzgebietes Kiautschou bildet den Schluß dieses so wertvollen Werkes.

Dr. Peter.

Zur Liseletteliteratur. Eine wertvolle Bereicherung hat die Liseletteliteratur neuerdings durch die Studien erfahren, die Dr. Michael Strich den Beziehungen zwischen „Liselette und Ludwig XIV.“ (München, Oberboung 1912; Bd. 25 der Histor. Bibl.) gewidmet hat. Den Mittelpunkt bildet ein Brief Liselettes an Ludwig XIV. vom Mai 1685, den Strich im Archiv des Ministeriums des Äußeren zu Paris gefunden hat und den er jetzt hier publiziert. Der Brief, der bis jetzt einzig bekannte der Herzogin an den Sonnenkönig, stellt sich als Rechtfertigungsschreiben der in königliche Ungnade Gefallenen dar. Um diesen Kern fügt der Verfasser seine Untersuchungen, die nach rückwärts und vorwärts den einzelnen Wandlungen in den Beziehungen der beiden Verlobten nachgehen. Er widerlegt noch einmal mit oft neuen Argumenten die Annahme einer Liebesneigung der Herzogin zu ihrem Schwager, eine der Feinheiten psychologischer Analyse entbehrende Ansicht, die aus einer bekannten Stelle der Sévignébriefe ihren Weg auch in moderne Darstellungen gefunden hat. An Stelle dieses runden, apodiktischen Urteils, das eine ebenso bequeme als unhistorische Lösung einer solchen Frage darstellt, sucht Strich die einzelnen Perioden in den Beziehungen beider Persönlichkeiten chronologisch zu bestimmen und historisch zu erklären: auf die glückliche Frühzeit am Versailles Hofe folgt von 1682 bis zum Tode des Herzogs von Orleans die Zeit der Entfremdung, die dann von einer Periode förmlich-foretter Beziehungen abgelöst wird, bis schließlich von 1710 ab das Leben des von Unglück und Alter weicher gemachten Herrschers in der trostlichen Freundschaft Liselettes einen milden und vorzählischen Ausklang nimmt. All das wird auf Grund einer reichen, fast allzuvollständigen Literatur dargestellt, motiviert, beurteilt; nicht verherrlichend, aber ebenso wenig mit jener unverständigen Verwerfung, die von Frankreich herüber gerade auch in neueren deutschen Arbeiten, in den Aufsätzen von Marie v. Dunen (Deutsche Rundschau 38, 10) und Schoop (Süddeutsche Monatshefte VII) ihren Niederschlag gefunden hat.

Dr. F. Schnabel.

„Das Mahl der Spötter“, dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von San Venelli. Aus dem Italienischen über- setzt von Hans Barth. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Ganz aus der sinnlichen Gut und Leidenschaft des Südens herausgeschaffen, verleiht uns das Stück in die Zeit Lorenzos des Kräftigen. Renaissancemenschen in ihrer Kraft und Tüde treten vor uns hin, und in knapper Gedrängtheit entrollt sich ein wechselseitiger Kampf von Männerkraft und Frauenschönheit, von Berra und Lisi. Bei einem Festmahl, das der florentinische Ritter Tomacchini veranstaltet, treffen sich Leri und Gabriello Chiarantelli mit dem von ihnen schwer geschmähten Giannetto Molepini. Giannetto heuchelt Veröhnung und stachelt Leri zu einem Bagstich an. Bei dessen Ausführung wird Leri von dem durch Giannetto aufgereizten Volke für verrückt gehalten und gerät so in Giannettos Gewalt. In Leris Kleidung bringt dieser ins Leris Haus ein; geseht unerkannt die Liebe von Leris Geliebter, Ginebra, die ihm, als sie den Betrug und „Diebstahl“ erkennt, ihre Jungfrau kundgibt. Auch Gabriello ist für Ginebra entbrannt, und um sich an beiden Brüdern, denen er in offener Kampfe, aus eingestandener Feindschaft, nicht zu begnügen mag, zu rächen, schürt Giannetto Gabriello an, auch die Liebe Ginebras genießen zu wollen. Leri ist gebunden in ein unterirdisches Gewölbe des Medicierpalastes gebracht worden. Hier befreit ihn auch der Arzt und rät zu seiner Heilung Mittel an, die Giannetto ausnützt, um Leri in jeder Weise zu schmähern. Leri, der die ganze Zeit Wahnsinn geheuchelt, verharret in seiner Stellung, die aber von Giannetto erkannt wird. Der Wahnsinnige ist kauft geworden und soll einem jungen Mädchen, dem er eben seine Liebe und Verstellung bekannt, übergeben werden. Höhnend sagt ihm Giannetto beim Weggehen, daß er, wenn er nicht verrückt sei, ihn am folgenden Abend in den Armen von Ginebra finden könne. Leri dringt am folgenden Tage in sein eigenes Haus ein und findet einen Mann in Ginebras Armen, den er erschüt. Da steht plötzlich Giannetto vor ihm, und enthüllt ihm, daß er seinen Bruder Gabriello erschoten. Leri stürzt ins Gemach zurück, wo ihn der Wahnsinn erfaßt. — Voll elementarer Gewalt und Kraft fehlt es dem Stück nicht an Stellen voll Schönheit und wärmsten Empfindens. Vor allem finden sich diese in dem Gespräche von Ginebra und Lisabetta und dem sich daran anschließenden Maledict des fahrenden Sängers. Man wird im psychologischen Aufbau und auch in der Art der Gestaltung oft an Shakespeare denken müssen. Hoch dramatisch sowohl in seiner einzelnen Teilen, wie als Ganzes, wird das Stück sich auf der italienischen Bühne länger zu halten vermögen; einen Platz auf der deutschen Bühne wird es sich jedoch wohl schwerlich erringen.

Dr. Peter.

